

ständig zu machen, verdient unsern aufrichtigen Dank.

A. Merk S. J.

Die zwei Briefe des hl. Petrus und der Judasbrief. Übersetzt und erklärt von Dr. Joseph Felten, Professor der Theologie in Bonn. 8° (VIII u. 280 S.) Regensburg 1929, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. M 15.—

Es ist zu begrüßen, daß wieder nach langer Frist eine ausführlichere Erklärung dieser Briefe von einem katholischen Gelehrten an die Öffentlichkeit tritt. Der Verfasser, der in der wissenschaftlichen Welt vor allem durch seine Neutestamentliche Zeitgeschichte (2. bis 3. Aufl., 1925) bekannt ist, hat sich seine Aufgabe etwas anders als Bardenhever umgrenzt. Mit dem Streben, dem theologischen Gehalt der Briefe gerecht zu werden, ist eine ausgiebige Behandlung der zahlreichen Streitfragen verbunden, die sich zum Teil schon im christlichen Altertum, und wiederum in der neuesten Zeit an diese Schriften knüpfen. Die Berücksichtigung der nichtkatholischen Literatur nimmt dementsprechend auch einen größeren Raum ein, die religionsgeschichtlichen Fragen sind mit hingebender Sorgfalt behandelt. Die Echtheit der Briefe, die in Bezug auf den zweiten Petrusbrief und den Judasbrief heute bei der nichtkatholischen Forschung fast allgemein bestritten wird, findet in Felten einen entschiedenen und geschickten Verteidiger. Die Leser des zweiten Petrusbriefes sind nach Felten Heidenchristen und in denselben Kirchen zu suchen, an die der erste Brief geschrieben ist. Die Annahme, daß Petrus auf einen uns verloren gegangenen Brief anspiele (2 Petri 3, 5), wird abgelehnt. Das Verhältnis zwischen diesem und dem inhaltlich wie sprachlich so eng verwandten Judasbrief ist nach Felten als Abhängigkeit des Judas von Petrus aufzufassen.

A. Merk S. J.

Geschichte

Alexander der Große und das Weltgriechentum bis zum Erscheinen Jesu. Von Theodor Virt. 3. Aufl. 8° (508 S. Mit 12 Tafeln) Leipzig 1928, Quelle & Meyer. M 12.—

Die Schriften Th. Virts, des unermüdlchen Arbeiters auf dem Felde der antiken Literatur, hat nicht bloß die fachgelehrte, sondern die gebildete Welt überhaupt seit Jahren mit höchstem Interesse verfolgt. Virt ist ein überaus gründlicher Kenner der Sachen, aber zugleich auch ein künstlerisch begnadeter Meister in der Darstellungsform. Ein glänzender Beweis

dafür ist das Werk über Alexander den Großen und das durch ihn angebahnte Weltgriechentum. Mit diesem Titel sind die zwei Teile der Arbeit bezeichnet, nach Anlage und Inhalt voneinander abweichend und doch wieder durch den gewaltigen Geist des einen Großen in enge, natürliche Beziehung verbunden. Was im ersten Teil als besonderer Vorzug sich geltend macht, ist der wundervoll gelungene Aufbau der gewaltigen Stoffmassen zu einer ergreifenden Tragödie. Der Held des Stückes wächst von Akt zu Akt immer höher empor, ins Übermenschentum hinein. Er entfaltet ebenso die Wunderleistungen einer unerhörten Kühnheit, Ausdauer und Kampfeslust, wie die edlen Züge ritterlichen Benehmens gegen Frauen, Gefangene und die geringsten Krieger seines Heeres. Darüber hinaus betätigt er ein ungewöhnliches Interesse für wissenschaftliche Erforschung der neuerschlossenen Welten, wirtschaftliche Organisation, Städtegründungen und ein staatsmännisches Genie, das mit der großartigen Konzeption einer den Orient und Ozeidentumspannenden Weltmonarchie gründlich Ernst macht. Die reiche Zahl von Nebenpersonen, kriegsgeübten Generälen, persönlich enger verbundenen Freunden, Meistern der Technik, willfähigen Verbündeten und bis zum äußersten entschlossenen Begnern (Spitamenes u. a.) dient dazu, die Gestalt Alexanders in alles überragender Seltenheit zu erhöhen. Der Szenenwechsel erfolgt Schlag auf Schlag und eröffnet unermessliche Perspektiven. Dazu die spannende, an Peripetien reiche Handlung, die fast jeden Rahmen zu sprengen droht, aber von der Einsicht und Willenskraft des Helden gemeistert wird. Endlich als Katastrophe das Unerwartete, Ungeheure, das alle Herzen erschüttert: ein rasches, tragisches Hinsinken des jugendlichen Herrschers an der Malaria im Mai (Juni?) 323. „Da er abgeschieden, starrt man in den Sonnenuntergang, und es ist wie Abendstille im Herzen.“ Diesem schönen Worte Virts müssen wir, weniger zu unserer Genugtuung, dessen weitere bittere Bemerkung hinzufügen: „Erst der Zwergmoral der Epigonen blieb es vorbehalten, den Sünden des Toten nachzuspüren.“ Die alten Quellen reden von der Trunksucht und Schlemmerei, der sich Alexander in dem üppigen Babylon hingegeben habe (vgl. Virt, Anmerkungen S. 461 f.).

Ist im ersten Teile des Werkes alles konzentrisch auf den Brennpunkt, die eine Person Alexanders, bezogen, so zeigt der zweite Teil die Ausstrahlungen aus dem Licht- und Glutherd: die Neugestaltung der Welt (S. 241 bis 420). Zunächst setzt eine Schilderung der poli-

tischen Umwälzungen ein, die sich an Alexanders Tod knüpften. Ein folgendes Kapitel skizziert Alexanders Nachleben in Geschichtsschreibung, bildlichen Darstellungen, Roman und Romantik des Mittelalters. Der letzte Hauptabschnitt ist endlich dem „Weltgriechentum“ und seinem „Geistesleben“ gewidmet. Der Einfluß des Aristoteles auf die Nachwelt, hellenistische Naturforschung, das alexandrinische Museum, hellenistische Kunst mit angehängtem „Intermezzo“ (die „Adoniazen des Theokrit“) erfahren gedrängte Darstellung. Das letzte Kapitel heißt: „Der Trieb zur Weltreligion“ (378–420). Hier vermischen wir die besonnene und alles aus den vorliegenden Quellen erschöpfend behandelnde Methode des Historikers. Die übernatürlichen Tatsachen der Erlösungsgeschichte, die nur im christlichen Glauben zu erfassenden Mysterienlehren der Offenbarung vermag der gelehrte Kenner der Antike nicht zu würdigen. Nach einer Skizze der religionsgeschichtlichen Entwicklung von Plato über Epikur, die Zyniker, die Stoa und die Skeptiker erscheint die neue Heilslehre des Zarathustra. „Ex oriente lux“! „Wie aus Ägypten der Isisdienst vordrang ... so kam jetzt aus Persien die Religion Zoroasters nach Syrien und Kleinasien, die erotische Religion, in deren Grundanschauungen wir, ohne es zu wollen, noch heute leben“ (vgl. weiterhin S. 402 bis 412 die Beziehungen Zoroasters zum Judentum und den Propheten). Jesus erscheint, der Zimmermannssohn und Erlöser aus Nazareth. Ein Erlöser neben einem Erlöser Alexander und einem Erlöser Zarathustra! Ein Jesusbild, wie es nur immer die rationalistische Theologie zu entwerfen pflegt. Vor seinem öffentlichen Auftreten war für Jesus, menschlich betrachtet, außerhalb Nazareth eine lange hochgeistige Vorbereitung durch Lesung der Schriften, innere Gedankenarbeit und vor allem durch Beobachtung der Umwelt notwendig. Er hat längere Zeit doch wohl vor allem in Judäa gelebt und dort Schrifttum getrieben und zugleich die neue Orthodorie des Pharisäertums aus dem Grunde kennen gelernt. Das alles steht fest „trotz Luk. 2, 51 und Joh. 7, 15“! Wieso? Weil seine Mutter und Geschwister sich hernach über ihn verwundern, ihm völlig fremd geworden sind usw. Merkwürdige Sicherheit im Behaupten und Schwäche im Beweisen (498)! „Da hatte sich in seiner Hand das Buch des Propheten entrollt, er hatte die Verkündigung Daniels vom Menschensohn (Kap. 7) gelesen und darin sich selbst und seinen Gott erkannt. Die Berufung kam ihm aus der Höhe, die Berufung, des Men-

schen Sohn, d. h. der echte Mensch zu sein, der der Erdenwelt das Himmelreich brachte. Sein Ich wurzelte ganz in Gott; aus dem starken Kontakt mit ihm zog er überströmend mit liebendem Herzen Willenskraft, Machtgefühl und den Glauben an das Wunder, der ihm selbst Wunderkräfte verlieh, und er fühlte sich als Gottessohn, ein Erbe der Allmacht, nicht aber, daß er sich dienen lasse, sondern diene der Mitwelt bis in den Tod“ (413). Also eine Wahnidee war es, die Jesus zu dem Glauben verleitete, er sei Gottes Sohn! Eine Wahnidee verlieh ihm eine Willenskraft, aus Gehorsam in den bittersten Tod zu gehen, verlieh ihm ein Machtgefühl, daß er alle Gewalt im Himmel und auf Erden in seine Hand gegeben sah, und einen Glauben an das Wunder, aus dem er die Kraft schöpfte, alle Krankheiten zu heilen und selbst Tote zu erwecken! Ist das je erhört worden, daß der Glaube an das Wunder eine nur Gott zustehende Wunderkraft verleiht? Und die klare, weisheitsvolle Rede und Handlungsweise Jesu und sein sicheres Selbstzeugnis über sein Verhältnis zum Vater, mit dem er „eins ist“, vertrügen sich mit einer puren Einbildung und Selbsttäuschung?! Der Haß der Hohenpriester, Schriftgelehrten und Pharisäer gegen Jesus, den sie als Gotteslästerer brandmarkten, hat, wie die Evangelien berichten, dem römischen Landpfleger durch Drohungen (non eris amicus Caesaris) das Todesurteil über den Unschuldigen (non invenio in eo causam, sc. politicam) abgenötigt; das Händewaschen sollte das noch sinnfällig bezeugen. Birt denkt nur an die Vertreibung der Krämer aus dem Tempel; diese Tat des Herrn brachte ihn als Aufruhrstifter und politischen Frevler in den Tod, da man ihm die Frage stellte: „Bist du der Juden König?“ und er rätselnd und für den Profanen unverständlich das „du sagst es“ sprach (414). Psychologisch undenkbar heißt es dann weiter: „Aber in den Herzen seiner erlesenen Jünger war er zu einer Macht geworden, und sie erhoben sich zur Größe und zu dem kühnen Werk der Verkündigung und begannen folglich planvoll die Mission (in alle Welt).“

Hier wird verschwiegen, wie sehr der Glaube und der Mut der Jünger während der Leidensstage Jesu ins Schwanken geraten waren, und wie sehr es der Erscheinungen des Auferstandenen bedurfte, um sie wieder aufzurichten. Paulus schreibt 1 Kor. 15, 14 so energisch wie möglich: „Wenn Christus nicht auferstanden ist, ist unsere Predigt eitles Gerede und ist euer Glaube leere Einbildung.“ Bei Birt lesen wir

dagegen: „Man erzählte (d. h. auf Grund geheimnisvoller, dem Wahnglauben entsprungener Gerüchte) vom Zerreißen des Vorhangs im Tempel, vom Erdbeben, der Auferstehung der Toten und, als er selber auferstanden, von der Aussendung der Jünger, denen er im verklärten Leibe erschien“ (414). Der Sinn der evangelischen Berichte ist hiermit ins Mystische verflüchtigt. Wieder werden wir zum entschiedensten Widerspruch herausgefordert, wenn weiterhin geklagt wird: „Die Befreiungstat Jesu schien vergebens, denn ein neuer Zwang bereitete sich vor, der Glaubenszwang... Es entstand ein Priestertum und eine von Priestern geführte Kirche...“ (417 f.). Als ob nicht Jesus selbst immer wieder Glauben unerbittlich gefordert hätte! Und daß er eine sichtbar-unsichtbare Kirche mit Haupt und Gliedern, Priestertum und Laien eingesetzt hat, kann nur gelehnet werden, wenn man seine klarsten Worte nicht gelten läßt. Mit dem Gefühl einer gewissen schmerzlichen Resignation, die wohl „die Botschaft hört“, aber zum Glauben sich nicht erheben kann, scheint uns der Rückblick auf das abgeschlossene Werk gescrieben zu sein. „Die Kirche, die uns noch heute umfängt, ist nicht das Himmelreich, das Jesus verheissen... Wir beten auch heute noch täglich das ‚dein Reich komme‘ umsonst (sic). Dieselbe Kirche ist es heute, die die Sünden vergibt in Gottes Namen. Ob sie damit die Sitten der Völker gebessert hat? Die Antwort auf solche Frage verstummt in uns, als fürchte sie zur lauten Anklage zu werden.“ Wie leicht wären solch quälende Zweifel zu lösen! Nein, unsere Antwort braucht nicht zu verstummen. Christus hat ja nicht eine Kirche auf Erden stiften wollen, in der nur die „Heiligen“ (nach Meinung alter Irlehrer!) sich befinden. Seine Parabeln vom Acker, auf dem neben dem guten Samen das Unkraut wuchert, vom Fischzug, in dem gute und schlechte Fische sind, sprechen doch deutlich genug. Sein „Himmelreich“ hat zwei Provinzen, eine zur Prüfung auf Erden und eine ohne Fehl und Makel im Himmel. J. Stiglmayr S. J.

Archiv für elsässische Kirchengeschichte.

Von Joseph Brauner, Diözesanarchivar zu Straßburg. Dritter Jahrg. kl. 4^o (408 S.) Freiburg 1929, Herder & Co. M 18.50

Der vorliegende dritte Jahrgang des Archivs für elsässische Kirchengeschichte schließt sich seinen beiden Vorgängern würdig an. M. Barth veröffentlicht fünf wertvolle elsässische Kalendare des 11. und 12. Jahrhunderts, macht Mitteilungen aus Berichten römischer

Agenten des Bistums Straßburg und berichtet über einen Männer- und Frauen-Meßbund zu Straßburg im 18. Jahrhundert. L. Pfleger verteidigt mit Geschick und Erfolg den Franziskaner Johannes Pauli, den Herausgeber Seilerscher Predigten, gegen den Vorwurf der Fälschung, schildert die Beziehungen des Bischofs Räß zu Friedrich v. Hurter, handelt von dem heute nur noch in Resten vorhandenen Altarretabel des Veit Wagner in Alt-St. Peter zu Straßburg, erweist die Krypta des Straßburger Münsters als den Ort, an dem ursprünglich in diesem gepredigt zu werden pflegte und macht lehrreiche Angaben über den Gebrauch des Hungertuches im Elsaß sowie des sog. Mandatum am Gründonnerstag im Münster zu Straßburg. J. Leffg veröffentlicht erstmalig vollständig die für die Beurteilung Thomas Müntners wichtige Purgatio vulgaris, eine Selbstverteidigung gegenüber den Angriffen und Verleumdungen seiner Feinde. N. Paulus schreibt über den Straßburger Kartäuser Nikolaus Kempf und dessen noch heute beachtenswerte Schrift: „Über die rechte Art und Weise zu studieren“, J. Schmidlin über den Streit der Basler Bischöfe mit der österreichischen Regierung bezüglich der Visitation des Ober-Elsaß, J. Brauner über die Frühgeschichte der Wallfahrt nach Mariental, der Kapuziner P. Archangelus über den Kapuzinertheologen P. Geresius von Breisach (1648—1717), der Zisterzienser P. Friedrich über die Propstei Mlenberg als Ertragsgut der Universität Freiburg, der dieselbe nach Aufhebung der Gesellschaft Jesu als Ertragsgut zugefallen war. E. Cl. Scherer behandelt in ebenso fesselnder wie lehrreicher Weise die auf die Französisierung des elsässischen Welt- und Ordensklerus hinauszielenden Bestrebungen der französischen Regierung im 18. Jahrhundert. Fr. Stoehr in Fortsetzung seiner Untersuchungen über den Engelspfeiler im Straßburger Münster und die Dormitio Mariae an der Südfassade des Querschiffes die berühmte Gruppe der Ecclesia und der Synagoge am Portal daselbst. Es sind wiederum recht bemerkenswerte Beiträge zur elsässischen Kirchengeschichte, was der dritte Jahrgang des Archivs bietet, wenn auch begreiflicherweise nicht alle von der gleichen Bedeutung sind. Von besonderem Interesse sind die Ausführungen Scherers über die Französisierung des elsässischen Klerus. Die Ziele, welche Frankreich damals verfolgte, waren dieselben, welche sich heute die französische Regierung im Elsaß gesteckt hat; die Art des Vorgehens aber war eine langsamere, vorsichtiger, minder rücksichtslose, weshalb auch